Schwälmer Märchen

frei erfunden mit historischer Anlehnung

Autor Harry M. Flor

mit Zeichnungen von Claudia Jung

Die Waldfee aus Albshausen

Es war einmal in einem kleinen Dorf namens Albshausen. Dort lebte Hermann, der Sohn eines reichen Bauern. Hermann war das, was man einen gut aussehenden, jungen Mann nannte. Alle jungen Frauen des Dorfes wären gern seine zukünftige Bäuerin geworden. Doch Hermann hatte kein Interesse an ihnen. Er genoss es, frei zu sein und in den nahen Wald zu gehen, wann immer er wollte. Im Wald hatte er seine Ruhe und lauschte der Natur. Ihm entging nichts, weder das Summen der Bienen noch das Hämmern der Spechte. Er sah Eidechsen davon huschen und Schmetterlinge vom Nektar der Blüten naschen. All den anderen im Dorf entgingen diese kleinen, wunderbaren Dinge der Natur. Ob die beginnende Blütenpracht im Frühling, der satte Wuchs im Sommer, das Braun der Blätter im Herbst, oder die schneebedeckten Baumkronen, ihm entging nichts.

Immer wenn er seine Arbeit auf dem Hof des Vaters erledigt hatte, ging er in den nahen Wald. Hier war er mit den Tieren des Waldes allein und lauschte den vielfältigen Stimmen. Meistens nahm er sich eine Brotzeit und einen Krug eigenen Weines mit, denn oft schon war er so lange im Wald, dass er dabei ganz die Zeit vergaß. Dann meldete sich mit einem Knurren sein Magen und erinnerte ihn daran, dass auch Nahrung für den Körper wichtig ist. Lächelnd biss er sogleich von seinem Brot und der „ahlen Worscht“ ab, bis der Hunger gestillt war. Zum Hinunterspülen gab es danach ein paar Schlucke Wein. Daraufhin lauschte Hermann noch ein Weilchen der herrlichen Idylle, bevor es mit Einbruch der Dunkelheit wieder heimwärts ging.

Dies tat er nun schon seit seiner frühesten Jugend und er gedachte, es auch weiterhin so zu halten, solange er dies konnte. Sein Vater und seine Mutter machten sich schon langsam Sorgen um ihn, weil er noch nicht gewillt war, sich eine zukünftige Bäuerin unter den hübschen jungen Frauen des Dorfes zu erwählen. Jedes Mal, wenn sie damit in seiner Gegenwart anfingen, verließ er lächelnd den Raum und meinte: „Ich bin doch noch jung und habe jede Menge Zeit.“ Kopfschüttelnd blickten sich seine Eltern danach immer wieder an. Doch mit der Zeit beschlossen sie, selbst für ihn eine Braut zu suchen.
Die Tochter des Großbauern Habermehl schien die Richtige zu sein. Helena war hübsch und fleißig. Zugegeben, sie war ein wenig mollig, aber nicht dick. Auch begriff sie nicht immer gleich alles, was man ihr

sagte, aber das war ja nun wirklich nicht so wichtig, meinten Hermanns Eltern. So wollten sie einen Ehevertrag mit dem alten Bauern Habermehl aushandeln, der beiden Seiten nur Vorteile bringen sollte, besonders Hermanns Eltern. Allerdings durfte Hermann davon erstmal nichts erfahren. Schon bald waren sich seine Eltern und Bauer

Habermehl über die Mitgift und den Hochzeitstermin einig.

Als der Tag der Trauung nahte, offenbarte man Hermann seine bevorstehende Hochzeit schließlich. Als Hermann erfuhr, was seine Eltern hinter seinem Rücken für ihn vereinbart hatten, wurde er furchtbar wütend. Noch in derselben Nacht verließ er den Hof und ging in den nahen Albshäuser Wald. Die kleine Fackel, die er mit sich genommen hatte und auch sein karges Mahl, waren bald verzehrt. Plötzlich stellte er fest, dass er in seiner blinden Wut so weit in den Wald gelaufen war, dass er sich verirrt hatte. Da stand er nun mitten im Wald. Und nirgends war ein Weg oder Pfad zu sehen, den er kannte.

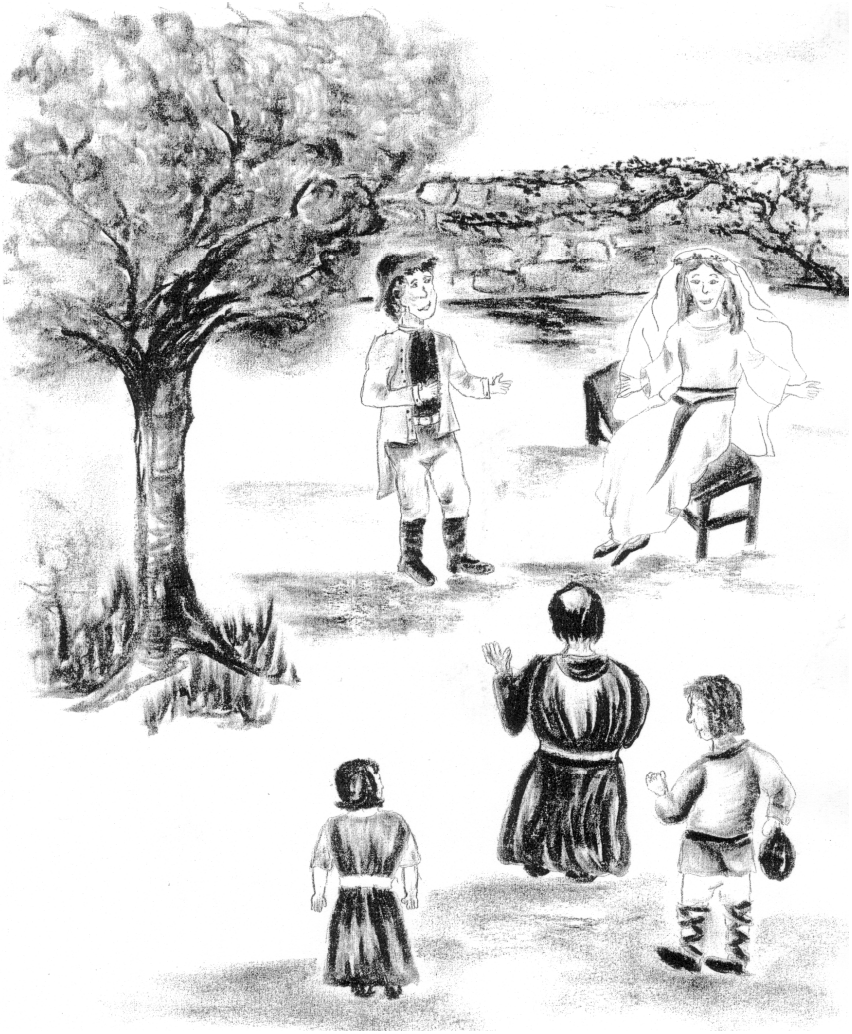
So setzte er sich erst einmal auf den weichen, mit Moos bewachsenen Waldboden und versuchte, sich zu beruhigen. Wie konnten seine Eltern es nur wagen, hinter seinem Rücken einfach eine Hochzeit zu planen und dann auch noch mit Helena, die wirklich nicht mit viel Verstand gesegnet war. Zugegeben, sie war nett anzusehen, trotz ihrer etwas derben Leibesfülle. Aber sie war nicht die Frau, mit der er sich ein Leben zusammen vorstellen konnte. Es sollte eine Heirat aus Liebe sein und nicht nur einem Zweck dienen, hatte er sich immer vorgenommen. Er konnte ja auch nichts dafür, dass ihm die Richtige bisher noch nicht begegnet war. Doch deshalb einfach irgendeine Braut zu nehmen, kam für ihn auf keinen Fall in Frage. Sollten sich doch seine Eltern um ihre Angelegenheiten kümmern und nicht um seine. So saß er da auf dem Waldboden und schimpfte vor sich hin. Nach einer Weile jedoch war er müde. So legte er sich auf das weiche Moos und deckte sich mit einigen Zweigen zu, an denen dichte Blätter wuchsen.

Doch mitten in der Nacht schreckte er plötzlich hoch. War da ein Raubtier in der Nähe? Ein Wolf, Bär oder gar ein Luchs? Er lauschte, konnte aber nichts Verdächtiges hören. Was hatte ihn dann nur geweckt? Neugierig und etwas ängstlich zugleich stand er auf und schaute sich um. Da erblickte er zwischen dem Dickicht ein kleines Licht. Ach, die werden mich wohl schon alle suchen, dachte er. Vielleicht bereuen sie es schon, mich hintergangen zu haben. So schritt er auf das Licht zu und rief immer wieder: „Hier bin ich! Hier her, hier bin ich!“ Doch niemand antwortete ihm und das Licht schien sich auch nicht zu bewegen. Immer näher kam er dem Licht und schließlich erkannte er hinter einem dichten Busch, um was für ein Licht es

sich handelte: Es war der Schein einer Kerze, der aus einer kleinen, mit Laub und Moos bedeckten Hütte schien. Wer mag da wohl wohnen, fragte er sich und schlich langsam näher, um einen Blick ins Innere der Hütte zu werfen.

An dem kleinen Fenster sah er im Kerzenschein der Hütte eine wunderschöne Frau auf einem Stuhl sitzen und singen. Ihre Stimme war so voll Gefühl und klang so lieblich, dass er es aus lauter Verzückung nicht fertig brachte, sie zu unterbrechen. Bei ihrem Anblick schlug sein Herz in der Brust gleich viel schneller. Sie gefiel ihm, das war nicht zu übersehen. Wer sie wohl war, fragte er sich. Im Dorf hatte er sie noch nie gesehen und dort kannte er jeden Bewohner. Vielleicht kam sie aus einem der Nachbardörfer, überlegte er. Ja, so musste es sein. Wie wunderschön sie aussah. Das lange, blonde Haar fiel wie ein goldener Schleier über ihre Schultern und glänzte im Kerzenlicht wie tausend Sterne. Trotz des spärlichen Lichts sah er ihre himmelblauen, klaren Augen. Ja, er spürte, wie er sich in diese fremde, wunderschöne Frau verliebte.

Als sie mit ihrem Gesang aufgehört hatte, fasste er sich ein Herz und klopfte an die Hüttentür. Augenblicklich verstummte alles um ihn herum. Dann hörte er ihre zarten Schritte näher kommen. „Ist da wer?“ fragte sie vorsichtig. „Ja, ich!“ antwortete Hermann ihr. „Ich habe mich hier im Wald verirrt“ setzte er nach. Da öffnete sie die Tür und erkannte im schwachen Licht die Umrisse von Hermann. „Komm herein“ sprach sie und machte eine einladende Handbewegung. Das ließ sich Hermann nicht zweimal sagen. In der Hütte bot sie ihm einen Schemel am kleinen Tisch an. „Hast Du Hunger oder Durst?“ fragte sie ihn freundlich. Doch Hermann schüttelte nur den Kopf. „Wer bist Du?“ fragte er und „was tust Du hier so tief im Wald?“ Da begann sie, ihm ihre ganze Geschichte zu erzählen. Ihr Vater, ein reicher Bauer, wollte sie mit einem Jüngling verheiraten, den sie nicht liebte und der ihr zu brutal war. Als sie dann ihrem Vater die Einwilligung zur Heirat verweigerte, sprach er vor lauter Zorn einen Fluch über sie aus. Weil sie sich noch lange nicht bereit fühlte zu heiraten und stattdessen lieber im Wald der Natur und den Tieren lauschte, sollte sie für alle Zeiten im Wald leben. Tagsüber sollte sie niemand sehen können, deshalb wurde sie für die Menschen unsichtbar. Nur jemand, der mutig genug war und sich nachts in den tiefen Wald wagte, konnte sie sehen. Aber die meisten Menschen, denen



sie in dieser Zeit begegnete, hatten nur Angst vor ihr und hielten sie entweder für eine Hexe oder eine Waldfee. Hermann konnte sich plötzlich erinnern, ein Gerücht von einer Waldfee gehört zu haben, das musste sie sein. Ihr Name sei Ramona, erzählte sie ihm und sie lebte einst auf einem großen Bauernhof in Unteralbshausen, bis sie in den Wald verbannt wurde. Hermann überlegte kurz, dann dachte er an eine Geschichte, die seine Eltern einmal erzählt hatten.

Vor hundert Jahren gab es dort tatsächlich einen großen Bauernhof und der Bauer hatte auch eine Tochter. Doch es hieß, die Tochter sei bei Nacht und Nebel mit einem Musiker in die nahe Stadt durchgebrannt. Ihr Vater, ein Witwer, sei daraufhin vor Gram gestorben. Der Hof existiert nicht mehr, dort ist jetzt Weideland, erklärte er ihr. Tränen rannen ihre hübschen Wangen herab, als sie dies hörte. Tröstend legte Hermann einen Arm um sie und fragte, wie er ihr denn helfen könnte. „Es gibt nur einen Weg, diesen Fluch zu brechen“ sprach sie. „Ein Jüngling, der mich in tiefster Finsternis gesehen hat und dabei sein Herz an mich verlor, muss am nächsten Tag, wenn die Sonne am höchsten steht, an der unteren Weggabelung zwischen Försterhaus und Waldrand stehen. Dann muss er voller Liebe für mich dreimal rufen ‚Ramona Ramona Ramona’ Geliebte komm heraus und werd auf ewig mein. Dadurch wird der Fluch gebrochen und der Schleier, der mich all die Jahre vor den Blicken der Menschen verborgen hielt, fällt.“ Hermann fasste sich ein Herz und sagte: „Das will ich tun, denn ich habe mein Herz an dir verloren. Außerdem wollten meine Eltern mich sowieso verheiraten. Nun kann ich ihnen meine eigene Braut und zukünftige Bäuerin nach Hause bringen. Willst Du meine Braut und meine Bäuerin werden?“ fragte er sie. Ramona lächelte, als sie antwortete. „Ja, Hermann, ich will.“ Denn auch sie hatte sich in Hermann verliebt, wie sie am Klopfen des Herzens in ihrer Brust feststellen musste.

So begleitete sie Hermann zum Waldrand, damit er wohlbehalten den Wald verlassen konnte. Noch einmal zeigte sie ihm die Stelle, an der er am nächsten Tag zur Mittagszeit, dem höchsten Stand der Sonne, sein musste. Auch fragte sie ihn noch einmal ängstlich, ob er auch wirklich wisse, was er tun müsse. Hermann lächelte sie an und wiederholte noch einmal genau, was sie ihm gesagt hatte. Ramona war beruhigt und blickte ihm sehnsüchtig nach, als er den Wald verließ. Endlich würde sie nach vielen Jahren den Wald verlassen und wieder unter Menschen sein können. Das erste Mal seit langer Zeit war sie nicht mehr traurig. Ja sie sah richtig glücklich aus, als sie zu ihrer kleinen Hütte zurück lief. Hermann, der von seinen Eltern schon gesucht wurde, teilte ihnen mit, dass er die Tochter vom Bauern Habermehl nicht heiraten würde. „ Aber ich bringe euch heute noch meine zukünftige Bäuerin, die ich heiraten werde“ setzte er hinzu. Seine Eltern blickten sich fragend an, weil er ihnen noch nicht gesagt hatte, wer seine Braut sein sollte. Schnell begab sich sein Vater zu Bauer

Habermehl und sagte die Hochzeit mit dessen Tochter ab. Bauer Habermehl wurde wütend, aber die Entschädigung von zehn Goldtalern die Hermanns Vater ihm gab, stimmten ihn wieder milde.

Als am nächsten Tag die Sonne zur Mittagszeit am höchsten stand, war Hermann an der Stelle, die Ramona ihm beschrieben hatte und rief: „Ramona Ramona Ramona, Geliebte komm heraus und werd auf ewig mein!“ Da ertönte ein Rauschen zwischen den Bäumen und der Fluch wurde gebrochen. Der Schleier, der Ramona all die Jahre vor den Augen der Menschen verborgen gehalten hatte, fiel. Nun war sie am helllichten Tag sichtbar und sah nach hundert Jahren noch genauso jung und schön aus wie damals, so, als wäre die Zeit für sie stehen geblieben. Hermann nahm sie in die Arme und küsste sie voller Freude. Dann brachte er sie mit auf den Hof seiner Eltern, die schon sehr gespannt auf ihre zukünftige Schwiegertochter waren. Ramona und Hermanns Eltern verstanden sich auf Anhieb, besonders Hermanns Mutter mochte Ramona. Als Hermann und Ramona ihre Geschichte seinen Eltern erzählten, waren diese tief betroffen und blickten sich verschämt an. „Beinahe hätten wir den gleichen Fehler mit unserm Sohn gemacht“ entgegneten sie.

Dann wurde die Hochzeit geplant und ein großes Fest gefeiert. In Albshausen hat man sich noch viele Generationen später von dieser Hochzeit erzählt, die so üppig an Speisen und Getränken ausfiel. Aber in der Hauptsache wegen der wunderschönen Braut, denn eine solche Schönheit hatte man seither nicht wieder gesehen.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute…

Die Kleinen Leute von Wollrode

In einem kleinen Dorf namens Wollrode lebten einst viele Bergarbeiter. Von den Bauern waren sie oft nur belächelt worden, weil ihre Gesichter ganz schwarz aussahen, wenn sie von der Arbeit kamen. Besonders die Kinder machten sich lustig, wenn sie einen Bergarbeiter sahen. Doch diese machten sich nur wenig daraus. Viel zu er-

schöpft waren sie, wenn sie nach einem harten Tag aus ihrem Stollen ans Tageslicht kamen und den mühsamen Weg vom Stellberg nach Hause gingen. Der karge Lohn, den sie für ihre Arbeit erhielten, reichte meist kaum zum Überleben. Aber irgendwie schafften sie es immer wieder, über die Runden zu kommen. Geld, Gold und Silber gab es bei ihnen so gut wie gar nicht. Höchstens ein paar Kupfermünzen. Aber das Leben war noch recht preiswert. Für zwei Kupfermünzen bekam man beim Bäcker schon ein Vierpfundbrot. Für vier Kupfermünzen gab es beim Schlachter schon mal etwas Wurst und Fleisch. Milch und Butter gab es für ein Kupferstück beim Bauern, der im Sommer auch reichlich Obst und Gemüse hatte. So musste niemand hungern, auch wenn er nicht viel Geld hatte.
An den Sonntagen trafen sich alle Bürger der Gemeinde beim Gottesdienst. Hier gab es auch eine Sitzordnung. Die Bauern saßen mit

den einfachen Bürgern hinten rechts, die Bergarbeiter hinten links. Die Honoratioren der Gemeinde und die Gelehrten saßen in den vorderen Reihen, wie es sich für ihren Stand geziemte. Der Pfarrer, ein schon in die Jahre gekommener, hagerer Mann, predigte oft von der Nächstenliebe und der Gleichheit aller Menschen. Doch so richtig kaufte ihm das keiner ab.

In dem kleinen Ort gab es auch einen Dorfschulzen, der für Recht und Ordnung zuständig war. Er war klein und rundlich von Statur und hatte nicht viel zu tun, denn in Wollrode geschah nicht wirklich etwas Aufregendes. Daher war er, wie viele andere im Ort auch, hauptsächlich Bauer. Wenn Ewald Burgmüller, so hieß er, seine Runde machte, grüßte ihn jeder. Burgmüller nickte dann nur oder murmelte etwas wie: „Schönen Tag auch!“

Als er durch die Siedlung der Bergarbeiter ging, fiel ihm ein schmutziger Junge auf, der weinend vor einem kleinen Häuschen saß. „Na, mein Sohn, was fehlt Dir denn?“ kam er freundlich auf den Jungen zu. Der Junge blickte ihn aus verweinten Augen, die ein verschmutztes Gesicht zierten, an und antwortete schluchzend: „Mein Vater war im Bergwerk und ein Stollen ist eingestürzt. Dabei hat mein Vater sich das Bein und den Arm gebrochen.“ „Aber das heilt doch wieder“ entgegnete der Dorfschulze. „Ja, aber jetzt kann mein Vater erst mal nicht arbeiten und bekommt so lange auch keinen Lohn und wir können nichts zu Essen kaufen.“ Sofort verschwand Ewald Burgmüllers unbekümmerter Gesichtsausdruck. Daran hatte er nicht gedacht. Um dem Jungen ein wenig zu helfen, griff er in seine Rocktasche und holte ein paar Kupfermünzen hervor und gab sie ihm.
Vorher sah er sich aber noch um, damit es niemand aus dem Dorf mitbekam, denn das wäre ihm unangenehm gewesen. „So, das wird erstmal für das Nötigste reichen“ meinte er und strich dem Jungen liebevoll über sein struppiges, braunes Haar.

Dabei dachte er, wie gern seine Frau und er auch einen Sohn gehabt hätten. Aber durch ihre schwere Krankheit damals, als sie schwanger war, verlor sie das Kind und starb bald darauf selbst. Seither kümmerte sich die Magd um den Haushalt auf seinem kleinen Bauernhof. Er brauchte nicht viel zum Leben. Essen, Trinken, vor allem sein Bier, dann war er schon zufrieden. Ewald Burgmüller galt im Dorf als hilfsbereit und freundlich, aber auch als hartnäckig und durchsetzungsfä-

hig, deshalb war er ja auch Dorfschulze. Als er noch in Gedanken versunken weiter seine Runde drehte, überlegte er, wie er dem Jungen weiter helfen könnte, falls sein Vater mit dem gebrochenen Bein so schnell nicht wieder arbeiten konnte. Zunächst wollte er sich aber mal beim Bergwerk erkundigen. Vielleicht sah ja alles nicht so schlimm aus, dachte er.

Nach einer guten dreiviertel Stunde Fußmarsch kam er am Bergwerk an. Der Schichtmeister Hintersinger begrüßte ihn und fragte nach seinem Begehr. Ewald Burgmüller erzählte ihm von seiner Begegnung mit dem Bergarbeiterjungen und dem Unfall, den sein Vater im Bergwerk hatte. Da wurde die Miene vom Hintersinger trüb und er sprach: „Das ist der Waldemar Schrupp, ein guter Steiger. Umsichtig und bedacht, aber wohl nicht so sehr vom Glück gesegnet. Seine Frau starb bei der Geburt seines jüngsten Kindes und nun fiel ihm fast der ganze Stollen 3 auf den Kopf. Linker Arm und linkes Bein sind gebrochen. Wird wohl einige Zeit dauern, bis das wieder wird, wenn überhaupt.“ Burgmüller war bestürzt als er fragte: „Gibt es denn niemanden, der sich um den Jungen und seinen Vater kümmert?“ „Soweit ich weiß, haben die hier in der Gegend keine Verwandten“ entgegnete Hintersinger und schüttelte dabei seinen Kopf. „Verstehe“ murmelte Ewald Burgmüller und ging wieder.

Abends auf seinem Hof bat er die Magd, für den Bergarbeiterjungen, dessen Vornamen er nicht einmal kannte, und seinen Vater etwas zu Essen herzurichten. Bei seiner nächtlichen Runde wollte er es ihnen vorbeibringen. Aber es musste doch eine Möglichkeit geben, diesen armen Menschen noch anders zu helfen, überlegte er. Als er selbst zu Abend gegessen hatte und sein wohlverdientes Bier dazu trank, fasste er den Entschluss, in der Gemeindeversammlung zu beantragen, dass alle Bürger den zehnten Teil ihrer Einnahmen spenden sollten, um den Menschen, die schuldlos in Not geraten sind, zu helfen, bis sie wieder für sich selbst sorgen konnten. Das war ein kühner Vorstoß und würde sicher nicht überall mit Freude aufgegriffen. Doch der Pfarrer müsste als Gottesmann eigentlich auf seiner Seite sein. Der Schiedsmann, dem er schon einige Male aus der Patsche geholfen hatte, würde sicher auch sein Ansinnen unterstützen. Waren nur noch der Bürgermeister, der Amtsrichter und der Doktor, die im Gemeinderat etwas zu sagen hatten. Vielleicht gelang es ihm ja, sie von der Notwendigkeit einer solchen Sache zu überzeugen. Schließlich

kann es doch jeden treffen, sagte er sich.

Bauer Klarmann, der sich letztes Jahr beim Heumachen fast mit der Sense den ganzen Fuß abgetrennt hatte zum Beispiel. Hätte er nicht seinen Bruder und seine Schwägerin gehabt, wäre dies sein Ende gewesen. Ja, der würde ihn sicherlich unterstützen. Dann war da noch der Sohn vom Bauer Merkel, der vom Scheunendach gestürzt war und sich beide Beine gebrochen hatte. Wenn der nicht so ´ne starke, junge Frau gehabt hätte, wäre sein Hof verloren gewesen. Der würde ihn sicherlich auch unterstützen.

Zwei Tage später war es dann soweit, Ewald Burgmüller hatte das Wort und brachte seinen Vorschlag ein. Große Verwunderung stellte sich unter den Honoratioren der Gemeinde ein. Es wurde heftig diskutiert, denn niemand sah wirklich ein, warum er von seinem Einkommen den zehnten Teil für fremde Menschen hergeben sollte. Erst als klar wurde, dass jeder mal betroffen sein konnte, verstanden sie das Solidarprinzip. Nur der Bürgermeister war bei der Abstimmung dagegen. Allerdings wusste er nicht, dass er dadurch bei der nächsten Bürgermeisterwahl den Posten verlieren sollte.

Nachdem die Solidarabgabe genehmigt wurde, sollte Ewald Burgmüller das Geld verwalten und verteilen. Außerdem musste er fortan dafür Sorge tragen, dass auch jeder seinen Anteil bezahlte. Manch einer wollte in Naturalien bezahlen, weil er nicht über Kupfermünzen verfügte. Dann nahm Burgmüller die Münzen von sich, oder empfahl einen Käufer für die Naturalien. Nach anfänglichen Startschwierigkeiten lief es nach gut einem Jahr reibungslos. Der Bergarbeiterjunge, dessen Name Jonathan war, half Ewald Burgmüller so gut er konnte auf dessen kleinem Bauernhof und verdiente sich damit etwas für den Lebensunterhalt in Naturalien dazu. Seinem Vater ging es inzwischen auch wieder so gut, dass er arbeiten konnte. Er und Burgmüller waren seither auch so etwas wie Freunde geworden.

Was aber im ganzen Ort niemand ahnte, war die Existenz von einer seltsamen Gruppe kleiner Leute, die im nahen Wald lebten und bisher noch nie im Ort oder auch nur in der Nähe gesehen wurden, obwohl es Gerüchte über sie gab. Sie waren nur gut einen dreiviertel Meter groß, trugen braune Wollhosen, grüne Zipfelmützen, grüne

gds

Jäckchen und weiche Lederstiefel. Diese Kleinen Leute, acht an der Zahl, waren uralt und lebten schon immer in den Wäldern um Wollrode. Ihnen entging nichts, was im und um den Wald herum geschah. Sie besaßen wundersame Heil- und Zauberkräfte. Außerdem konnten sie sich blitzschnell fortbewegen und wenn nötig auch für alle anderen Wesen unsichtbar sein. Sie nannten sich selbst die „Kleinen Leute“. Wo sie genau herkamen, wussten selbst sie schon nicht mehr. Das war aber nicht so wichtig. Sie sorgten dafür, dass das Gleichgewicht des Waldes und seiner Bewohner gewahrt blieb und halfen unbemerkt, wo es nötig war.

Als einer von ihnen sah, wie sich Ewald Burgmüller uneigennützig für seine Mitmenschen einsetzte, sprach er mit den anderen Kleinen Leuten des Waldes darüber. Lange redeten sie und einer glaubte gar, Ewald Burgmüller sei einer von ihnen, doch allein wegen der Größe konnte das nicht sein. Aber sein Herz war hilfsbereit wie ihres und das machte bei den Kleinen Leuten großen Eindruck. So beschlossen sie, ihn zu unterstützen, wo sie nur konnten. Allerdings ohne, dass er selbst davon etwas merkte. Wenn Ewald Burgmüller sprach: „Der Stollen im Bergwerk müsste irgendwie wieder frei geräumt werden, damit die Arbeiter dort wieder arbeiten und ihr Brot verdienen können“ dann war am nächsten Tag auf wundersame Weise der Stollen frei geräumt. Oder wenn eine Kuh nicht kalben wollte und dem Bauern daher die Milch fehlte, dann musste Ewald Burgmüller dies nur laut aussprechen und die Kuh kalbte. Gleiches passierte, als der Müller Schubert mit dem Burgmüller sprach und sagte: „Mein Mehlspeicher ist zu klein geworden, ich habe aber nicht die Zeit, einen größeren zu bauen. Baue ich keinen größeren Mehlspeicher, lassen die Bauern ihr Korn woanders mahlen.“ Ewald Burgmüller sprach nur: „Dir muss geholfen werden“ schon stand am nächsten Tag ein großer Mehlspeicher neben der Mühle.

Mit der Zeit wunderten sich die Menschen doch sehr, wie über Nacht Dinge passierten, die eigentlich nicht sein konnten. Die wildesten Gerüchte gingen um. Von üblem Zauber war die Rede, bis zu teuflischer Hexerei mutmaßte man. Doch genau erklären konnte es sich eigentlich niemand.

Wollrode wuchs und gedieh und den Menschen, die dort lebten, ging es gut. Niemand hatte wirklich einen Mangel zu beklagen. Natürlich

gab es auch in Wollrode ein paar Unzufriedene, aber die gibt es überall und denen kann es sowieso keiner recht machen. So kümmerte sich Ewald Burgmüller auch nicht weiter um die ewigen Nörgler.

Als er wieder einmal durch die inzwischen recht stattlich gewachsene Bergarbeitersiedlung ging, um seine Runde zu machen, traf er Jonathan vor dem Haus. „Na, junger Mann, wie geht's?“ fragte er. „Gut. Herr Burgmüller“ antwortete dieser fröhlich. „Sag mal, Du bist doch ein wacher Junge“ meinte Burgmüller. „Kannst Du Dir erklären, warum hier so eigenartige Dinge geschehen?“ Jonathan überlegte kurz und meinte dann mit einem Lausbubenlächeln: „Vielleicht gibt es hier kleine Leute, die keiner sieht.“ Ewald Burgmüller blickte ihn verdutzt an, dann hellte sich sein Gesicht auf und er begann herzhaft zu lachen: „Ja, da hast du Recht und demnächst erzählt mir noch jemand was von Zwergen.“ Mit diesen Worten ging er – immer noch lachend – weiter seine Runde durchs Dorf und erfuhr zu Lebzeiten nicht, wie nah er doch an der Wahrheit über diese seltsamen Vorgänge dran war.

Und wenn die Kleinen Leute aus den Wäldern um Wollrode nicht gestorben sind, dann leben sie vielleicht noch heute.

Das Gespenst von Ellenberg

In jedem größeren Dorf oder Städtchen gab es einen so genannten Schuldturm, in den diejenigen Bürger mussten, wenn sie ihre Schulden nicht bezahlen konnten. Auch das Dorf Guxhagen hatte einen Schuldturm. Dieser Turm stand mahnend für jeden sichtbar auf dem Ellenberg. Damit sollten die Bürger immer daran erinnert werden, pünktlich ihre Schulden zu begleichen, oder gar nicht erst welche zu machen.

Doch im siebzehnten Jahrhundert war es nicht leicht, ohne Schulden zu machen zu überleben. Krankheiten, Missernten oder Sterbefälle sorgten oft genug für den finanziellen Ruin der Familie. Darüber hinaus war das Einkommen einer normalen Familie ohnehin nicht sehr üppig.

So ging es auch dem Schustermeister Hellbig, der vom Glück nicht sehr bedacht worden war. Erst starb seine Frau bei der Geburt seines jüngsten Sohnes an Kindbettfieber, dann ertrank sein ältester Sohn Erwin, als dessen Fähre von der reißenden Strömung der Fulda zum Kentern gebracht wurde. Viele Jahre war Erwin ein guter Fährmann in Guxhagen gewesen. Doch ständig am Wasser arbeitend holte er sich eine Lungenentzündung, die ihn so sehr schwächte, dass er den Staken der Fähre nicht mehr halten konnte. So kenterte die Fähre und Erwin ertrank. Dabei hinterließ er noch seine schwangere Frau Claudia und vier Söhne.

Weil Hellbig ein gutherziger Mann war, nahm er die Frau und die Söhne Erwin's bei sich auf. Doch mit der Zeit wurde es immer schwerer, diese große Familie zu ernähren. Sein Geschäft lief auch nicht mehr so gut, weil die Menschen sparen mussten, wo es nur ging. Da kaufte sich natürlich niemand neue Schuhe, sondern ließ lieber die alten für wenig Geld reparieren. Doch mit den paar Kupfermünzen konnte Hellbig auf Dauer diese Familie nicht ernähren. So kam es, dass er – heimlich, sodass es seine Familie nicht mitbekam – beim Pfandleiher immer wieder vorstellig wurde und sich Geld lieh. Jedes Mal versprach er: „Ich zahle es zurück, sobald mein Geschäft besser geht." Leider ging sein Geschäft aber nicht besser, sondern immer schlechter. Hellbig war am Verzweifeln.
Dann geschah, was er schon die ganze Zeit befürchtet hatte. Der Pfandleiher mit Namen Homburg klopfte in Begleitung von zwei Gerichtsdienern an seine Tür. „Schustermeister Hellbig, könnt Ihr nun Eure Schulden begleichen?" wurde er vom Pfandleiher gefragt. Kopfschüttelnd senkte Hellbig sein Haupt, als er noch hinzu setzte: „Die Geschäfte gehen zu schlecht." Da nahmen ihn die beiden Gerichtsdiener fest und brachten ihn zum Schuldturm nach Ellenberg. Auch das Weinen und Flehen seiner Familie und der seines Sohnes half da nichts mehr. „Der bleibt so lange im Schuldturm, bis seine Schulden abgebüßt sind" bemerkte der Pfandleiher unnachgiebig. Wovon sollen wir nun leben, fragten seine eigenen Söhne Helmut und Gerhard sich. Sie waren selbst erst vierzehn und zwölf Jahre alt. Claudia, die Witwe ihres ältesten Bruders meinte: „Ihr habt Eurem Vater schon oft beim Schustern zugesehen, dann müsst Ihr sein Geschäft weiterführen, bis Euer Vater wieder kommt. Ich werde mich solange um den Haushalt kümmern." Fragend schauten

sich die beiden Brüder an, dann nickten sie nur zustimmend. Es blieb ihnen auch nichts anderes übrig, wollten sie nicht betteln gehen oder verhungern.

Inzwischen war ihr Vater im Ellenberger Schuldturm in einer nassen und nach Fäulnis riechenden, kleinen Zelle eingesperrt worden. Es gab morgens einen Becher Wasser und ein Stück hartes, altes Brot. Zum Mittag gab es wieder einen Becher Wasser und etwas dünne Suppe. Abends gab es noch mal einen Becher Wasser und ein Stück altes, hartes Brot. Tagaus, tagein, gab es immer dasselbe Essen. Nie gab es mehr oder vielleicht mal etwas anderes. So verging Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat und Jahr um Jahr.

Seine Söhne wuchsen zu stattlichen jungen Männern heran und kümmerten sich um die Schusterei. Das Geschäft warf gerade so viel ab, das sie davon leben konnten, mehr aber auch nicht. Hatten sie anfangs den Vater noch regelmäßig besucht, so ließen die Besuche im Laufe der Zeit nach und hörten schließlich ganz auf. Es war besser für alle, denn Hellbig sah immer ausgemergelter aus und merkte, wie seine Söhne darunter litten. Diese schämten sich, weil sie nichts für ihren Vater tun konnten. So blieb Hellbig schließlich im Schuldturm, bis er eines Tages krank wurde. Er hatte sich wegen der schlechten und feuchten Luft erst eine Lungenentzündung, dann noch Tuberkulose geholt. Nach nur wenigen Wochen starb er schließlich. Wieder kamen die beiden Gerichtsdiener zu Hellbig's Söhnen. Als ihnen auf ihr Klopfen geöffnet wurde, sprachen sie: „Der Schustermeister Hellbig ist gestern Nacht verstorben. Soll er auf dem Totenacker von Ellenberg begraben werden, oder wollt ihr ihn nach Guxhagen holen? Das kostet allerdings drei Silberstücke“, fügten sie hinzu. Hellbigs Söhne waren verzweifelt, denn ihnen fehlte das Geld, ihren Vater nach Guxhagen zu holen. So antworteten sie: „Begrabt ihn auf dem Ellenberger Totenacker, jetzt macht das keinen Unterschied mehr.“ Mit einem Nicken verschwanden die beiden Gerichtsdiener wieder. So wurde der ehrliche und gutherzige Schustermeister Hellbig auf dem unheiligen Totenacker von Ellenberg begraben.

Der Pfarrer hielt nur eine kurze Grabrede, weil ihm, genauso wie den anderen Beerdigungsteilnehmern, nicht wohl war an diesem düsteren Ort. Hier wandeln die geschundenen Seelen der Verstorbenen aus dem Schuldturm, sagte man sich. Manch einer behauptete gar schon, einen ruhelosen Geist gesehen zu haben. Doch wollte denen, die das

Goo

behaupteten, niemand so richtig glauben. Das sollte sich jedoch bald ändern – sehr bald schon.

Hellbig war gerade eine Woche unter der Erde, da tat sich etwas Seltsames. Er stand plötzlich auf und schwebte durch den Sargdeckel und die Erde hindurch, bis er auf dem Totenacker stand. Aber er spürte keinen Boden unter den Füßen und – er konnte durch seine Glieder hindurch sehen. Ja, Hellbigs Seele konnte wegen der Ungerechtigkeit, die man ihm zu Lebzeiten angetan hatte, keine Ruhe finden. „Wenn Du einen gutherzigen Menschen findest, der keine Furcht vor dir hat und bereit ist, deine Schuld zu begleichen, wirst du deine ewige Ruhe finden“ hörte er eine körperlose Stimme zu sich sprechen. Das musste Hellbig erst einmal „verdauen“. Sein Leben war schon nicht leicht, besonders die Jahre im Schuldturm, jetzt sollte er auch noch als Gespenst wandeln, bis er jemand trifft, der vor ihm keine Furcht hat und obendrein seine Schulden begleicht. Das war einfach zu viel für den armen Hellbig. Doch was sollte er machen? Um in Ruhe über seine nächsten Schritte nach zu denken, setzte er sich auf eine Bank in der Nähe des Totenackers. Hellbig dachte schon zu Lebzeiten über jeden seiner Schritte genau nach, bis auf den mit dem Pfandleiher. Jetzt wollte er keinen solchen Fehler mehr begehen und womöglich bis zum jüngsten Tag herumspuken.

Seine Söhne, ja seine ganze Familie hatten ein gutes Herz, glaubte er zumindest. Die würden ihm schon helfen, dachte er. Deswegen machte er sich gleich auf den Weg zu seinem ehemaligen Haus und der Schusterei. Es war kurz nach Mitternacht, als er dort ankam. Alle schliefen wohl schon, weil kein Licht mehr zu sehen war. Hellbig klopfte an die Tür, aber es war kein Klopfen zu hören. „Natürlich“ überlegte er „ich bin ein Gespenst und kann durch alles hindurchgehen. Deshalb kann ich auch nirgends anklopfen.“ So glitt er einfach durch die Tür hindurch. Ein Vorgang, an den er sich wirklich erst gewöhnen musste.

Im Zimmer seines jüngsten Sohnes angekommen, rief er dessen Namen: „Helmut! Helmut! Wach auf, ich bin es, Dein Vater!“ Schläfrig öffnete Helmut die Augen und erschrak augenblicklich. Sein Antlitz wurde kreidebleich und kalter Schweiß bildete sich auf seiner Stirn. „Nein! Weiche von mir, ich habe nichts Übles getan!“ rief er entsetzt. Hellbig war selbst so erschrocken, dass er sich sogleich zurückzog. Damit hatte er nicht gerechnet, dass sein Sohn so erschrecken würde. Nun wollte er es bei dem älteren Bruder Gerhard versuchen.

Der war nicht so schreckhaft wie Helmut, meinte er zu wissen. Aber auch er wurde beim Anblick des Gespenstes bleich und rief voller Entsetzen: „Tu mir nichts! Ich habe nichts Böses getan!“ Dann zog er sich die Bettdecke über den Kopf und zitterte wie Espenlaub. Nein, überlegte Hellbig, der kommt unter seiner Bettdecke auch nicht wieder hervor.

So zog sich das Gespenst, das einst Schustermeister Hellbig war, zurück. Ihm wurde klar, dass seine Familie keine große Hilfe sein würde. Viel zu sehr plagte sie wohl ihr schlechtes Gewissen, weil sie ihm zu Lebzeiten nicht aus dem Schuldturm heraushelfen konnten. Hellbig musste jemand anderen finden. Jemand, der keine Furcht vor ihm hatte, der gutherzig war und zudem noch seine Schulden begleichen würde. Wie und wo sollte er so einen Menschen überhaupt finden? Tiefe Trauer und Resignation wollten ihn befallen. Aber Hellbig gab so schnell nicht auf.

Immer wieder, wenn Leute an dem Ellenberger Totenacker vorbeikamen, erschien ihnen der Geist vom Schustermeister Hellbig. Oft liefen sie dann laut schreiend davon. Manche hielten es auch für einen dummen Streich und liefen erst dann weg, wenn sie merkten, dass es doch kein Streich war. Nur ein betrunkener Landstreicher unterhielt sich bisher mit ihm und bekundete sein Mitleid. Doch ausgerechnet dieser hatte nicht ein Kupferstück, um seine Schulden zu begleichen. So verging viel Zeit.

Nach gut zweihundert Jahren erfolgloser Versuche bemühte sich Hellbig schon gar nicht mehr, einen Menschen für seine Sache zu gewinnen. Eher lustlos erschien er den vorbeikommenden Leuten und machte höchsten einmal: „Buuhuhu!“ Das war es dann aber auch schon.

Im Laufe der vielen Jahre hatte sich die Gegend um Guxhagen gewandelt. Es gab inzwischen eine große Gemeinde, der alle Ortsteile angegliedert waren. Kriege kamen und gingen. Die Technik schritt voran und nur noch selten kam jemand zu Fuß an dem ehemaligen Totenacker vorbei. Bis zu jenem schicksalhaften Morgen des Jahres 1999, einem Maitag.

Ein Mann, der seinen Bus verpasst hatte, kam an dem alten Totenacker vorbei. Wie immer in letzter Zeit machte Hellbig sein: Buuhuhu!“ Der Mann blieb stehen und fragte: „Was bist Du denn für eine komische Gestalt?“ Hellbig traute seinen Ohren nicht. „Meinst du

Wicht etwa mich?“ fragte er leicht gereizt. „Ja ist denn außer uns beiden sonst noch jemand hier in der Nähe?“ antwortete der Mann. Jetzt war Hellbig doch verblüfft und sagte: „Ist dir eigentlich klar, das du gerade mit einem Gespenst redest?“ Der Mann schaute ihn nachdenklich an und meinte dann: „Da ich nichts getrunken habe und auch keine Drogen nehme, wird das wohl so sein.“ Jetzt verlor Hellbig doch langsam die Fassung und wütend erzählte er dem Fremden, wie lange er hier schon rumspukt und warum er immer noch keine Ruhe gefunden hat. Als er so richtig Dampf abgelassen hatte, blickte ihn der Mann an und sprach: „Ja, wenn mir so was passiert wäre, ich hätte sicher durchgedreht. Kann ich dir irgendwie helfen?“ Ungläubig blickte Hellbig den Mann an, als er fragte: „Du willst mir helfen?“ „Warum nicht, wenn du mir sagst wie“ entgegnete der Mann. Da erzählte ihm Hellbig seine ganze Geschichte noch einmal und auch, wie er endlich seinen Fluch loswerden konnte. Der Mann überlegte kurz, dann sagte er: „Das lässt sich machen. Schon morgen gehe ich zur Gemeindeverwaltung und werde deine Schuld begleichen.“

In Hellbig keimte neue Hoffnung auf. Wenn der Fremde tat, was er versprach, würde er morgen endlich seine ewige Ruhe finden. Der fremde Mann, den Hellbig an diesem Morgen traf, hielt sein Versprechen und beglich die Schulden. Es waren genau zwei Silbertaler, nach heutigem Wert etwa zwanzig Euro.

Hellbig spürte, wie sich seine Seele erhob und endlich Ruhe fand. Doch dass ausgerechnet ein Nachfahre des Pfandleihers mit Namen Homburg seine Schulden beglich, erfuhr er leider nicht mehr.

Der unglückliche König von Grebenau

Als König Gunther im Jahre 1683 von den hessischen Landgrafen mit dem Ort Grebenau bedacht und zu dessen König ernannt wurde, ahnte er nicht, wie schwer ihm das Regieren dort fallen würde.

Anfangs war Gunther noch ein sehr großzügiger König und seine

Frau stimmte ihn immer wieder milde, wenn er zornig wurde. Besonders viel Freude machte ihm seine kleine Tochter Karolina. Ihr Lachen erfüllte das kalte Schloss mit Leben und Heiterkeit. Selbst die Bediensteten des Schlosses und die Soldaten hatten das kleine Mädchen in ihr Herz geschlossen. Wenn sie auch, wie viele andere Kinder, Streiche ausheckte, so konnte ihr wirklich niemand ernstlich böse sein. Sie wusste ihren Charme immer wieder gekonnt einzusetzen.

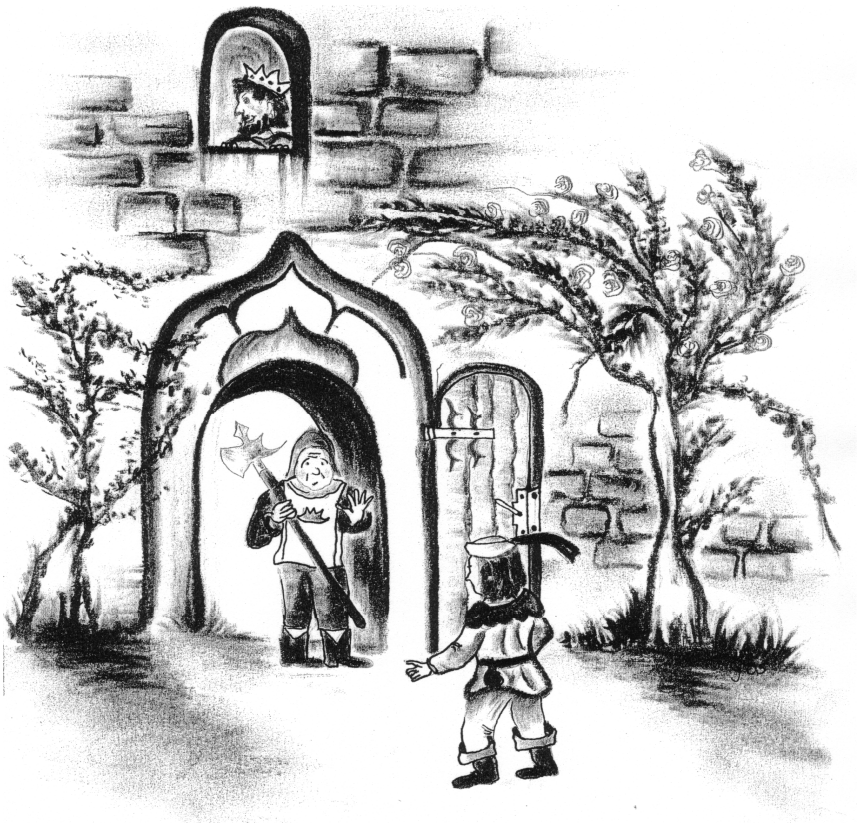
Doch die Zeit verging und aus dem kleinen Mädchen wurde eine wunderschöne junge Frau. Sie hatte einen Charme, dem sich niemand entziehen konnte.
Als sie ihren einundzwanzigsten Geburtstag feierte, geschah das erste Unglück für den König. Seine über alles geliebte Ehefrau und Königin Margarete starb ganz plötzlich an einer Lungenentzündung, die sie sich durch einen Ausritt im kühlen Regen zugezogen hatte. Für Gunther brach ein Stück seiner Welt zusammen, weil Margarete ihn immer wieder aufmunterte oder ihm gute Ratschläge gab. Er versuchte noch, die besten Ärzte aus den umliegenden Orten zu Rate zu ziehen, doch alle schüttelten nur den Kopf. Es war nichts mehr zu machen.

Das Begräbnis war einer Königin würdig und der ortsansässige Priester sprach tröstende Worte. Doch Gunthers Blick blieb traurig und leer. Die Worte des Priesters und die Beileidsbekundungen der Gäste drangen nicht bis zu ihm durch. Einzig das Weinen seiner Tochter Karolina brachte ihn in die Wirklichkeit zurück.
Ein Jahr nach dem Tod seiner geliebten Margarete heiratete er erneut. Auf Anraten seiner engsten Vertrauten nahm er Luise zur Frau. Sie war die Schwester des Königs von Guxhagen. Diese Verbindung sollte den Frieden und den Handel zwischen den Königreichen stärken. Allerdings merkte Gunther nicht, dass Luise auf seine Tochter Karolina eifersüchtig war. Hinter seinem Rücken hetzte Luise gewaltig gegen Karolina. Jedes Mal, wenn etwas im Schloss passierte, gab Luise ihr die Schuld. Gunther dagegen, der inzwischen nur noch ein Schatten seiner selbst war, gab Luise in ihrem Handeln freie Hand.

So geschah es, dass Luise einen Mann für Karolina auswählte, der ihr Vater hätte sein können. Doch damit nicht genug. Ludger, so hieß der Erwählte, war als einziger der Landgrafenfamilie als grausam und unbeherrscht bekannt. Als Karolina von der bevorstehenden

Hochzeit erfuhr, lief sie zu ihrem Vater und bat ihn, die Hochzeit abzusagen. Doch Gunther stand schon zu sehr unter dem Einfluss von Luise, deshalb bestand er auf die Hochzeit. Als Karolina merkte, dass sie keine Chance mehr hatte, ihren Vater umzustimmen, beschloss sie, sich zurückzuziehen. „Ich werde in meiner Kammer bleiben und nur noch weinen, bis du es dir doch noch anders überlegt hast!“ sagte sie verzweifelt zu ihrem Vater und verschwand.
Gunther erzählte Luise von diesem Vorfall. „Nun, wenn sie sich in ihrer Kammer wohl fühlt, soll sie dort bleiben, bis sie geheiratet hat“ antwortete Luise triumphierend. So blieb Karolina in ihrer Kammer. Tag für Tag, Monat für Monat und Jahr für Jahr vergingen darüber.

Luise war inzwischen auch erkrankt und lag im Sterben. Karolina



nahm aber keinen Anteil daran. Auch als Luise starb und beerdigt wurde, verließ sie ihre Kammer nicht. Gunther war wieder ein Stück mehr gealtert und wurde immer seltsamer. Er verbot seinen Untertanen zu lachen, zu singen und fröhlich zu sein. Wenn seine Tochter nicht mehr lacht und er auch nichts zu lachen hat, brauchten seine Untertanen auch nicht fröhlich zu sein, dachte er. Damit seinen Untertanen auch wirklich das Lachen verging, erhöhte er die Steuern und beutete sie immer mehr aus. Dabei wurde Gunther selbst immer unglücklicher und einsamer in seinem Schloss. Bald schon sah man ihn in Grebenau überhaupt nicht mehr. Nur hin und wieder erkannte man seine Gestalt an einem kleinen Fenster des Schlosses, wenn er auf den einst blühenden Garten schaute.

Auch sein Verhältnis zu Karolina wurde immer schwieriger. Jedes Mal, wenn er ihre Kammer betrat, fing sie wie eine Sirene an zu heulen. Dann verließ er sogleich wieder ihre Kammer, ohne ein Wort mit ihr gewechselt zu haben.
Viele Jahre ging das nun schon so, als ein junger Gelehrter namens Georg nach Grebenau kam. Georg war schon immer ein humorvoller und geselliger Mensch gewesen. Darum sprach er fröhlich zum Bäcker auf dem Marktplatz: „Ho, guter Mann, gebt mir eins Eurer frischen Brote und ich will Euch mit einem Vers erfreuen.“ Der Bäcker schaute ihn grimmig an und entgegnete: „Bei uns gibt es nichts zu freuen, das hat der König verboten. Bezahlt das Brot und geht.“ Georg war verwundert über die Reaktion des Bäckers und hakte nach. „Warum hat der König Euch Freude verboten?“ Mürrisch antwortete der Bäcker: „Das hat mit seiner heulenden Tochter zu tun und nun geht.“ Doch so leicht ließ sich Georg nicht fortschicken. „Was hat es denn mit dieser heulenden Tochter auf sich?“ bohrte er nach. Der Bäcker wurde langsam ungehalten und erwiderte barsch: „Warum fragt Ihr den König nicht selbst? Lasst mich in Ruhe!“ „Das ist eine gute Idee“, sprach Georg und verschwand.

Als er so über den Marktplatz schlenderte, fiel ihm auf, dass alle Bürger dieser Stadt völlig ernst und grimmig dreinblickten. Nirgends spielte Musik, niemand tanzte und lachen sah er schon überhaupt keinen.

Dieser Sache wollte er auf den Grund gehen. Deswegen begab er sich zum Schloss des Königs. Dort angekommen, versperrte ein

Wachsoldat ihm den Weg: „Wohin Fremder?“ wurde Georg gefragt. „Zum König“, erwiderte er. „Der König ist für niemanden zu sprechen!“ brüllte der Wachsoldat ihn wütend an. „Für mich schon“, lächelte Georg, „es geht um seine Tochter.“ Da verzog der Wachsoldat sein Gesicht, dachte einen Augenblick nach und nickte dann. „Gut, ich werde den König fragen, ob er dich sehen will.“

Nach ein paar Minuten sah er die Umrisse des Königs an einem

Fenster. Er sprach mit dem Wachsoldaten und blickte immer wieder zu Georg. Nach einer Weile kam der Wachsoldat wieder und brachte Georg zum König. Gunther empfing ihn in schon etwas verschlissener Robe. „Was willst du von meiner Tochter?“ fragte Gunther ihn barsch. Mit einem Lächeln antwortete Georg: „Ich habe auf dem Markt gehört, wegen Eurer weinenden Tochter dürfen Eure Untertanen nicht lachen, tanzen und musizieren.“ „Ja das ist richtig, denn wenn es im Königshaus keinen Anlass zur Freude gibt, so hat das Volk auch keinen.“ „Wenn aber Eure Tochter nicht mehr weinen, sondern wieder lachen würde, dürften dann Eure Untertanen auch wieder lachen, tanzen und singen?“ fragte Georg ihn. Gunther kniff die Augen ein wenig zusammen und sah sehr bedrohlich aus, als er spottend sagte: „Meine Tochter weint seit vielen Jahren und niemand konnte sie bisher wieder zum Lachen bringen. Nicht einmal ich kann ihre Kammer betreten, ohne dass sie gleich wieder losheult.“ „Ich würde es gern versuchen“ grinste Georg. Das machte den König neugierig und er antwortete: „Wenn es Euch gelingt, meine Tochter Karolina wieder zum Lachen zu bringen, so soll es auch dem Volke gestattet sein zu lachen, zu tanzen und zu musizieren. Wenn es Euch aber nicht gelingt, werfe ich Euch in den Turm und lasse Euch zu Tode peitschen.“ Georg wurde ein wenig bleich als er entgegnete: „So weit wird es sicher nicht kommen Majestät.“ „Ihr kennt meine Tochter nicht“ setzte Gunther nach, „aber Ihr dürft Euer Glück ruhig versuchen“.

So wurde Georg zur Kammer der Prinzessin geführt. Als er nur noch wenige Schritte davon entfernt war, hörte er ein jämmerliches Heulen. Das musste die Prinzessin sein, dachte er noch, als sie schon die Tür ihrer Kammer erreichten. Die Zofe, die ihn begleitet hatte, öffnete die Kammertür und rief zur Prinzessin: „Hier ist ein Fremder, der Euch sprechen will.“ Dann lief sie auch schon wieder davon.

Gerade als Karolina erneut anfangen wollte, wie eine Sirene zu heulen, betrat Georg ihre Kammer. Als Karolina ihn erblickte, war sie so verdutzt, dass Sie vergaß, dass sie ja eigentlich heulen wollte. Irgendetwas an Georg ließ sie innehalten. So fragte sie nur: „Wer seid Ihr und was wollt Ihr von mir?“ Da offenbarte Georg ihr, weshalb er sie aufsuchte: „Euer Vater hat seinen Untertanen bei Strafe verboten zu lachen, zu singen und zu tanzen, weil Ihr die ganze Zeit nur weint!“ Fragend schaute Karolina ihn an: „Was habe ich mit dem Handeln meines Vaters zu tun?“ „Nun, Ihr seid seine Tochter und die Erbin seiner Krone.“

entgegnete Georg. „Ich will nichts von meinem Vater und überhaupt will ich ihn nicht sehen oder sprechen“ antwortete sie wütend. Georg ließ nicht locker: „Was hat Euch der König, Euer Vater, so Schlimmes getan?“

Zum ersten Mal seit vielen Jahren fühlte Karolina sich nicht mehr so einsam. Daher erzälte sie Georg, wie es dazu gekommen war, dass sie seit Jahren ihre Kammer nicht verlassen und nur geweint hatte. Sie berichtete vom plötzlichen Tod ihrer Mutter und davon, wie gebrochen ihr Vater war und dann auch noch die böse Stiefmutter geheiratet hatte. Diese hatte sie mit einem viel älteren und brutalen Mann verheiraten wollen und ihr Vater, den sie einst geliebt und verehrt hatte, wollte das zulassen. So blieb ihr nur noch der Weg, sich weinend in ihrer Kammer einschließen zu lassen.

Georg war sehr betroffen, als er tröstend sprach: „Aber Prinzessin, Ihr seid so wunderschön und es wäre Vergeudung, wenn Eure Untertanen Euch nicht sehen dürften.“ Verblüfft schaute Karolina ihn an und meinte fragend: „Ihr findet mich wunderschön, wo ich doch nur in dieser kargen Kammer hause?“ „Ja, lächelte Georg und jeder richtige Mann wird mir Recht geben.“ Da war Karolina sprachlos. Sofort setzte Georg nach: „Außerdem hat Euer Vater mir gedroht, wenn ich Euch nicht zum Lachen bringe, lässt er mich in den Turm werfen und zu Tode peitschen.“ Entsetzt blickte Karolina ihn an, als sie nickend zustimmte: „Ja, das wird er wohl tun. Aber wie wollt Ihr mich zum Lachen bringen, wo mein Herz so voller Trauer, Schmerz und Wut ist?“ Georg überlegte kurz, dann fragte er: „Darf ich näher treten und Euch etwas ins Ohr flüstern?“ Überrascht blickte Karolina ihn an, dann nickte sie. Als Georg begann, ihr etwas ins Ohr zu flüstern, zog sie ihre Augenbrauen hoch.

Plötzlich wurde ihr Gesicht puterrot und sie begann, lauthals zu lachen. Ja, sie lachte so laut, dass man es im ganzen Schloss hören konnte. Einen Augenblick schien jeder im Schloss, der sie lachen hörte, zu erstarren. Der König selbst war der erste, der angerannt kam, um sich persönlich davon zu überzeugen, dass seine Tochter wieder lachte. Als er Georg gegenüber trat, fragte er: „Wie habt Ihr es angestellt, meine Tochter zum Lachen zu bringen?“ Da fing Georg an zu erzählen: Ich bat Eure Tochter, ihr etwas ins Ohr flüstern zu dürfen.“

Was habt Ihr meiner Tochter denn ins Ohr geflüstert?“ fragte der König, der vor Neugier schon fast zu platzen drohte. „Nun“ entgegnete er, „ich habe gesagt, wenn sie für mich lacht, würdet Ihr mir Eure Krone schenken und auf Euer Königreich verzichten. Dann dürften auch Eure Untertanen wieder lachen, tanzen und musizieren, weil sie dann nicht mehr dafür bestraft würden.“ Gunther war erst sprachlos. Doch sogleich wurde er zornig und sprach: „Was maßt Ihr Euch überhaupt an?!“ Georg ließ sich nicht beirren, als er ruhig und überlegt sagte: „Ist Euch nicht längst die Lust am Regieren verloren gegangen? Würdet Ihr nicht lieber in Frieden Euren Garten bestellen?“ Außerdem würde Eure Tochter eine wunderschöne und intelligente Königin abgeben und die Heulerei hätte ein Ende.“

Gunther wollte schon sein Schwert zücken, ließ es aber stecken. Das, was Georg ihm gesagt hatte, war die Wahrheit, vor der er all die Jahre die Augen verschlossen hatte. Ja, er würde es tun und diesem Fremden seine Krone und sein Reich überlassen, wenn damit seine Tochter wieder glücklich wäre.

So fragte er sie: „Karolina, bist Du gewillt, mit diesem Manne mein Königreich zu regieren?“ Karolina blickte ihren Vater ernst an, dann schaute sie zu Georg und ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, als sie antwortete: „Ja Vater, ich will.“ Da nahm Gunther seine schon etwas angelaufene Krone ab und setzte sie Georg auf sein Haupt. Dann sprach er: „Von nun an sollt ihr beide dieses Königreich als König und Königin regieren.“ Karolina sprang vor Freude von ihrem Bett auf und umarmte erstmals wieder seit vielen Jahren ihren Vater. Dann nahm sie Georg in die Arme und küsste ihn ganz lange.

Wie ein Lauffeuer sprach sich die frohe Kunde in Grebenau herum. Dann wurde die Hochzeit gefeiert und das ganze Volk lachte, tanzte und musizierte. Gunther zog sich alsbald in seinen Garten zurück und lebte fortan nur noch dafür. Karolina und Georg hatten bald schon zwei wunderschöne Kinder.

Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie vielleicht noch heute…

Der Fährmann von Büchenwerra

Im siebzehnten Jahrhundert gab es noch viele Fährmänner, weil man noch wenige Brücken über die Flüsse gebaut hatte.

Auch der Ort Büchenwerra hatte einen Fährmann, der den ganzen

Tag Leute oder Waren über den Fluss – die Fulda – hin und her beförderte. Sein Name war Heinrich Gundlach. Heinrich, den alle im Ort nur Henner nannten, war ein gutmütiger und hilfsbereiter Mann von stattlichen dreißig Jahren. Das war damals schon ein recht ordentliches Alter. Henner lebte in einer kleinen Hütte nahe der Fulda. Seine Hütte war bescheiden eingerichtet, denn als Fährmann konnte man nicht reich werden. Aus diesem Grund hatte Henner sich auch noch keine Frau gesucht. Er wollte erst heiraten, wenn er eine Frau und vielleicht auch Kinder ernähren konnte. Doch für eine Familie war sein karger Lohn einfach zu gering. Manchmal gab es zwar etwas mehr Geld für eine Überfahrt, weil es ein Sonntag oder spät in der Nacht war. Doch das kam nur selten vor. Die Bürger scheuten sich einfach, mehr zu bezahlen, weil sie selbst auch nicht so viel hatten. Hohe Würdenträger oder Adelige aus dem entfernten Kassel kamen nur ganz selten hier durch. Dafür lag Büchenwerra einfach zu abseits der üblichen Handelsrouten.

Doch Henner ließ sich nicht erschüttern und machte seine Arbeit so gut es eben ging. Neben seinem kleinen Haus hatte er sich einen Gemüsegarten angelegt, der ihn noch zusätzlich ernährte. Das Gemüse und das Obst darin waren sehr delikat, reichhaltig und recht groß, weil immer genügend Wasser zur Verfügung stand. Was Henner selbst nicht verzehren konnte, verkaufte er einmal wöchentlich auf dem Markt in Büchenwerra. Wenn nicht viele Menschen oder Waren zu transportieren waren, nahm sich Henner auch schon mal die Zeit und fuhr mit seinem kleinen Kahn auf die Fulda hinaus, um zu angeln. Der Fluss war voller Fische, die nur darauf warteten herausgefischt zu werden. Es gab Karpfen, Hechte, Aale, Barsche, Zander, Brassen, Schleien, Weißfische und Welse. Am liebsten mochte Henner dicke Karpfen. Den bereitete er sich dann knusprig gebraten mit ein paar frischen Kartoffeln und Schmandsoße zu. Das hatte er noch von seiner Mutter gelernt, die ihm, als sie noch lebte, viele nützliche Dinge beibrachte.

Auch heute war es wieder so ein heißer Sommertag, an dem nur wenige Menschen über den Fluss wollten. Da entschloss sich Henner, wieder einmal zu angeln. Nach ein paar Stunden hatte er schon vier Weißfische, zwei Barsche und eine Brasse in seinem Korb. Aber es wollte absolut kein Karpfen anbeißen. Ob er den Schwimmer höher oder tiefer setzte, spielte dabei keine Rolle, es wollte einfach kein

Karpfen anbeißen. Dabei sah Henner jede Menge dieser großen Burschen um seinen Kahn schwimmen.
Aber etwas war anders heute, das spürte er ganz deutlich. Nur wusste er nicht zu sagen, was es war. Noch in Gedanken versunken bemerkte Henner, dass ein großer Fisch an seiner Angelrute hing. Das konnte nur ein Karpfen sein, dachte er. Wurde ja auch endlich Zeit, dass einer dieser Prachtburschen anbiss. Es dauerte lange, bis er den Fisch endlich sicher ins Boot bringen konnte. Über eine halbe Stunde hatte er dem Fisch wieder und wieder Schnur geben müssen, um dann erneut aufzuspulen. Jetzt hatte er ihn endlich gefangen!

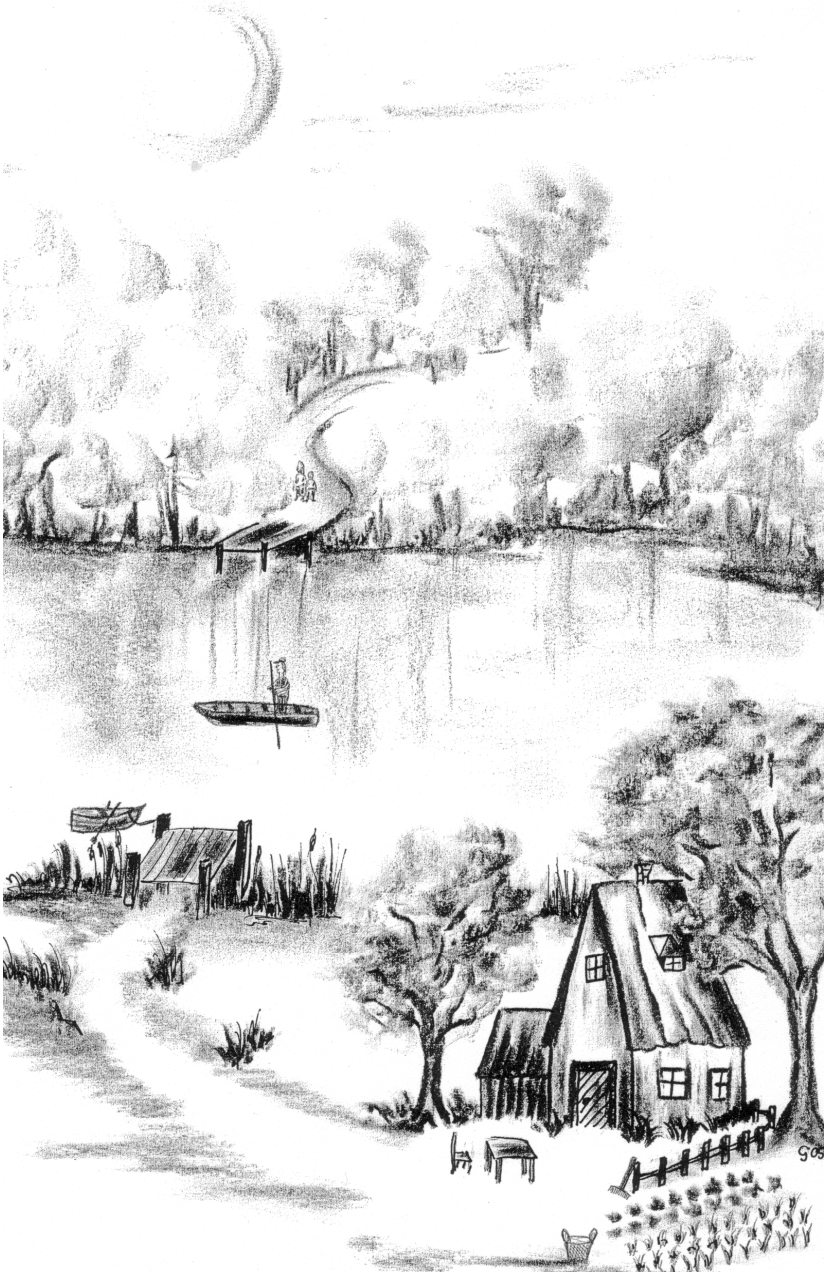
Doch was war das für ein Fisch? Ein Karpfen war es nicht, auch keiner von den anderen Fischarten die er kannte. Groß, ungefähr einen halben Meter lang und etwa zwanzig Kilo schwer, schätzte Henner. Doch die Schuppen glänzten eigenartig. Je nachdem, aus welcher Richtung man den Fisch betrachtete, wechselten die Schuppen ihre Farbe. So etwas hatte er noch nie gesehen. Ob man diesen Fisch überhaupt essen konnte, überlegte er. Dann entschied er, dass dieser Fisch mit gebratenen Kartoffeln sicher genau so gut schmecken würde, wie ein Karpfen.

Als Henner im Geiste schon bei seinem wohlschmeckenden Mahl war, hörte er plötzlich eine zarte Stimme: „Lass mich am Leben und ich werde dich belohnen.“ Henner blickte sich um, konnte aber niemanden in der Nähe erblicken. Er glaubte schon, in der Hitze den Verstand verloren zu haben, als die Stimme erneut flehte: „Lass mich am Leben und ich werde dich reich belohnen.“ Henner glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, als er den seltsamen Fisch ansah. Hatte dieser etwa zu ihm gesprochen? Nein, das war unmöglich, Fische können nicht reden! „Ich schon“, sprach dieser zu ihm, so als könnte er auch noch seine Gedanken lesen. Diesmal sah er genau, wie der Fisch sein Maul bewegte. Jetzt wollte Henner es aber wissen. Er blickte sich noch mal nach allen Richtungen um, damit er sicher war, niemanden in der Nähe übersehen zu haben, dann fragte er an den Fisch gerichtet: „Hast du eben zu mir gesprochen?“ Als der Fisch

ihm antwortete, glaubte Henner zuerst an böse Zauberei und wollte den Fisch sogleich erschlagen. Der schrie aber sofort: „Halte ein, halte ein, ich bin kein böser Zauber, sondern ein verzauberter Fisch!“ Im letzten Augenblick überlegte es sich Henner noch und tat dem Fisch kein Leid an. Das musste er erst einmal verarbeiten.
Da saß er nun nichts ahnend in seinem Kahn auf der Fulda, um sich einen leckeren Karpfen zu angeln und dann passiert ihm so was. Als der Fisch merkte, dass Henner ihm nun doch nichts tun würde, begann er, ihm seine Geschichte zu erzählen. Henners Augen wurden bei dem, was der Fisch ihm erzählte, immer größer und sein Mund stand sperrangelweit offen, als er so dem Gerede des Fisches lauschte.

Nachdem der Fisch geendet hatte, wusste Henner, dass er einmal eine wunderschöne Frau gewesen war. Immer, wenn sie zum Fluss ging, um Wäsche zu waschen, erschien ihr ein Wassermann. Wie sich herausstellte, handelte es sich dabei um einen bösen Wassergeist, der sie besitzen wollte. Doch sie hatte Angst vor dem bösen Wassergeist und lief immer wieder schnell davon, wenn er ihr erschien. Aber eines Tages wog er sie in Sicherheit und redete ihr ein, ganz harmlos zu sein. Nach einem ersten Zögern sprach sie schließlich mit dem hinterlistigen Wassergeist. So erfuhr dieser ihren Namen. Diesen benötigte der Wassergeist, um sie zu verzaubern. Doch sie widersetzte sich ihm ständig. Da verwandelte er sie in diesen Fisch.

Henner fragte schließlich nach ihrem Namen. „Mein Name ist Letitia“ hauchte der verwunschene Fisch. Ein schöner Name, dachte Henner. „Doch was kann ich für dich tun?“ wollte er nun wissen. „Du hast mich verschont, dafür muss ich dir zunächst drei Wünsche erfüllen“ sprach sie. Das klingt gut, dachte Henner und wollte gleich den ersten Wunsch äußern. Da fiel ihm aber ein, dass er doch nicht so recht wusste, was er sich überhaupt wünschen sollte. „Wenn es gerechte Wünsche sind, vielleicht auch noch uneigennützig, dann könnte ich wieder ein Mensch werden“ fügte der Fisch noch hinzu. Henner überlegte, was er sich da bloß wünschen sollte. Gerecht und auch noch uneigennützig sollten die Wünsche sein. Das war eine schwierige Aufgabe.
Lange saß er in seinem Kahn, bis ihm einfiel, dass es im Ort eine Witwe mit fünf Kindern gab, die nur wenig zu essen hatten. Wie



wäre es, wenn er sich für diese arme Familie etwas wünschen würde? Als er dem Fisch davon erzählte, meinte dieser: „Dann wünsch Dir etwas für diese Witwe und ihre Kinder, das ihnen wirklich hilft.“ Da wünschte sich Henner, dass die Witwe und ihre Kinder einen Vorratsraum haben, der nie leer wird. „Das ist ein guter Wunsch“ lobte der Fisch und ließ ihn in Erfüllung gehen. „Nun hast Du noch zwei Wünsche, die ich Dir erfüllen muss“ sprach der Fisch. Henner überlegte fieberhaft, aber ihm wollte einfach kein weiterer Wunsch einfallen. Für sich selbst, ja das wäre kein Problem gewesen, aber für jemand anderen und dann auch noch gerecht und uneigennützig, das war schwierig, besonders für einen so einfachen Fährmann wie Henner es war. Er kannte ja alle Bewohner des Ortes, weil jeder irgendwann mal von ihm über die Fulda gebracht werden wollte. Aber jemandem etwas zu wünschen, fiel ihm deswegen nicht leichter.

Vielleicht sollte er dem kleinen Jochen ein eigenes Pferd wünschen, danach sehnt sich der Junge schon, seit er denken kann. Sein Vater, der Kolonialwarenhändler Merkel, konnte seinem Sohn kein Pferd kaufen, dafür fehlte ihm das Geld. Nein, das war wohl doch nicht der richtige Wunsch. Es musste jemand sein, der wirklich uneigennützige Hilfe brauchte. Da fiel ihm der Doktor ein. Doktor Bernhard war ein guter Arzt und half seinen Patienten wo er nur konnte. Doch sein Behandlungszimmer war viel zu klein und sein Arztbesteck zu bescheiden, um allen richtig helfen zu können. Wenn er sich recht entsann, hatte der Doktor mal den Wunsch geäußert, sich zu vergrößern. Aber leider fehlte ihm das nötige Geld dazu. Jetzt bot sich Henner die Gelegenheit, für den Doktor etwas zu tun, damit der wiederum anderen Menschen besser helfen konnte. So fragte er erneut den Fisch, was dieser von seinem Wunsch hielt. „Das ist eine gute Idee“ bemerkte dieser und erfüllte Henner auch diesen Wunsch.

„Nun hast Du nur noch einen Wunsch, den ich Dir erfüllen muss“ sagte der Fisch. Wieder überlegte Henner angestrengt, was er sich noch wünschen sollte. Doch es wollte ihm nichts einfallen. In Gedanken ging er noch mal alle Bewohner des Ortes durch, aber es war keiner darunter, für den er einen gerechten und uneigennützigen Wunsch aussprechen konnte. Als Henner schon fast am Verzweifeln war, meldete sich der Fisch erneut zu Wort: „Du musst Dir nicht unbedingt für einen Bewohner aus Büchenwerra etwas wünschen, das

kann überall auf der Welt sein.“ Henner überlegte weiter, aber dann erkannte er schnell, das er ja noch nie aus Büchenwerra herausgekommen war. Also kannte er auch niemanden außerhalb des Ortes.

Lange blickte er den Fisch an, als ihm plötzlich wie ein Blitz die Lösung für den dritten Wunsch einfiel. „Ich wünsche mir, dass Du wieder ein Mensch wirst und der Zauber für alle Zeiten gebrochen ist“ sprach er mit fester Stimme. Der Fisch war völlig überrascht von dem Wunsch, den Henner geäußert hatte, dass er nicht gleich antworten konnte. Dann, als er begriff, was Henner wollte, fragte er noch einmal nach: „Ist es wirklich dein Wunsch, dass ich wieder ein Mensch werde und der Zauber für alle Zeiten gebrochen ist? Bedenke, dass es dein letzter Wunsch ist.“ Mit Nachdruck bekräftigte Henner seinen letzten Wunsch. „Dann werde ich ihn dir erfüllen müssen“ erwiderte der Fisch.

Augenblicklich wurde es still auf der Fulda, als würde die Natur den Atem anhalten. Dann bildete sich mitten auf der Fulda ein gewaltiger Strudel, in dessen Mitte der plötzlich böse Wassergeist erschien: „Tu es nicht, wünsch dir was anderes, ich kann dir noch mehr Wünsche für dich selbst erfüllen“ zeterte der Wassergeist. Henner erschrak gewaltig beim Anblick dieser Furcht erregenden Gestalt, doch er fasste sich schnell wieder: „Nein, Du Unhold, viel zu lange hast Du dieses Wesen gequält, jetzt ist Schluss!“ Mit diesen Worten bekräftigte Henner noch einmal seinen letzten Wunsch.

Von einem Augenblick zum anderen hatte sich der Fisch zurückverwandelt in eine wunderschöne junge Frau. Letitia saß lächelnd in Henners Kahn. Der böse Wassergeist aber verschwand für alle Zeiten in den Tiefen der Fulda und wurde fortan nie wieder gesehen.

Beim Anblick der liebreizenden Frau in seinem alten Kahn wurde Henner ein wenig rot im Gesicht. Doch Letitia sprach zu ihm: „Henner, du hast ein gutes Herz und hast dir wahrlich nur gerechte und uneigennützige Wünsche ausgedacht, für dich selbst wolltest du nichts, obwohl du dir alles hättest wünschen können.“ Verlegen blickte Henner auf den Boden des Kahnes als er antwortete: „Lass uns das alles vergessen, ich bringe dich nun an Land.“ Als sie am Ufer angekommen

waren, legte Letitia ihre Arme um seinen Hals und küsste ihn. „Lass mich bei dir bleiben als deine Frau, einen besseren Mann als dich kann ich nicht kriegen.“ Wieder wurde Henner rot im Gesicht, als er sie fragte, ob das wirklich ihr Ernst sei. Als Antwort küsste sie ihn erneut.

Nur wenige Tage später heirateten sie in der kleinen Kapelle von Büchenwerra. Diese war bis auf den letzten Platz besetzt, denn es hatte sich herumgesprochen, was für ein großes Herz Henner hatte.

Nach der Hochzeit lebten sie weiterhin in der kleinen Hütte mit dem Gemüsegarten nahe der Fulda. Zeitlebens waren sie glücklich miteinander.

Und wenn sie nicht gestorben sind, ja dann leben sie noch heute…

Der Prinz von Breitenau

Als im Jahre 1850 die französische Königin ihrem Ehemann Zwillinge gebar, herrschte unter den Beratern des Königs helle Aufregung. Es konnte und durfte nur einen Thronfolger geben.

Kardinal Richelieu, neben dem König der mächtigste Mann Frankreichs, nötigte den König, einen seiner Söhne verschwinden zu lassen. Schweren Herzens erkannte der König die verfahrene Situation und gab dem Drängen des Kardinals nach. Da half auch nicht das Flehen und Betteln seiner Frau etwas. Louis, der Erstgeborene sollte Thronfolger werden, obwohl er den Eindruck eines Schwachsinnigen machte. Doch dies war dem Intriganten Richelieu nur Recht. Phillip, der Zweitgeborene sollte getötet werden. Doch trotz allem Verständnis für die Lage seines Landes brachte der König es nicht übers Herz, seinen Sohn töten zu lassen. Mit Hilfe seiner Diener fand er einen einfachen Soldaten und dessen Frau, die seinen Sohn als ihren eigenen annahmen. Der König entlohnte die beiden fürstlich und beförderte den Soldaten zum Offizier.

Als Phillip einundzwanzig Jahre alt war, hatte er es selbst inzwischen in der Armee des Königs bis zum Hauptmann gebracht. Da allerorten Krieg herrschte, wurde Phillip mit seiner Armee nach Deutschland entsandt. Wie es das Schicksal wollte, gerieten Phillip und 749 weitere französische Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft. Sie wurden in Guxhagen im Kloster Breitenau untergebracht. Nun mussten sie dort eigentlich nur auf das Ende des Krieges warten und konnten dann wieder nach Hause. Doch für Phillip sollte es anders kommen.

Auf dem Sterbebett gestand der Soldat einem Priester, dass Phillip nicht sein Sohn, sondern der Sohn des Königs ist. Was der arme ster-

bende Soldat jedoch nicht mehr mitbekam war, dass der Priester sofort Kardinal Richelieu davon unterrichtete. Dieser wiederum ließ sogleich nach Phillip suchen. Als der Kardinal von der Gefangennahme Phillips erfuhr, reiste er verkleidet nach Guxhagen, um einen hinterlistigen Plan in die Tat um zu setzen.

Mit dem Abt des Klosters vereinbarte er, dass Phillip das Kloster nicht wieder lebend verlassen dürfe. Dafür zahlte er dem Abt viele Goldstücke. Im Gegenzug wollte Richelieu sich darum bemühen, die anderen Soldaten freizubekommen, was ihm schließlich auch gelang. Nur Phillip musste im Verlies des Klosters bleiben. Damit ihn niemand erkannte, legte man ihm eine extra für ihn angefertigte Ledermaske an, die sein ganzes Gesicht verdeckte. Nur zwei Löcher für die Augen, eins für den Mund und eins für die Nase blieben offen. Phillip durfte fortan nur noch unter Bewachung in den Klosterhof und nur noch für eine Stunde täglich.

Im Laufe der Zeit kursierten die wildesten Gerüchte über den Mann mit der Ledermaske, der hinter den Mauern des Klosters Breitenau eingesperrt war. Manch einer im Ort glaubte, es handele sich bei diesem Mann um keinen Menschen, sondern um ein Ungeheuer, das man nur im Kloster bändigen könne. Wieder andere in Guxhagen glaubten zu wissen, dass dieser Mann ein grausam entstelltes Gesicht hätte und man den Bürgern seinen Anblick nicht zumuten könne. Nur die Bewohner des Klosters, die sich um ihn kümmerten, wussten, dass an diesen Gerüchten nichts dran war. Ihnen war aber vom Abt ein Schweigegelübte abverlangt worden. Daher durften sie außerhalb des Klosters kein Wort über den Gefangenen mit der Ledermaske sagen. Auch den anderen Klosterbrüdern, für die der Bereich verboten war, in dem sich Phillip aufhielt, durften sie nichts sagen.
Phillip selbst aber wusste nicht, warum man ihm die Maske übergezogen hatte. Auf seine Frage danach antworteten die Klosterbrüder nur: „Es ist zu Deiner Sicherheit.“ Wie sie das meinten und wovor er sicher sein sollte, beantwortete man ihm nicht. Dennoch wurde er behandelt wie eine hochgestellte Persönlichkeit. Es mangelte ihm an nichts. Er bekam immer saubere Kleidung, konnte regelmäßig baden und erhielt auserlesene Speisen und Getränke. Zweimal pro Woche durfte er in die Bibliothek des Klosters gehen und sich dort Bücher aussuchen, die er hungrig verschlang.

Außer seiner täglichen Stunde im Hof des Klosters war das Lesen ansonsten seine einzige Beschäftigung. So lernte Phillip im Laufe der Jahre auch die deutsche Sprache und verstand, was seine Bewacher sprachen. Dadurch erfuhr er auch, dass Frankreich den Krieg verloren hatte und nun Frieden herrschte. Als er einen der Klosterbrüder darauf ansprach antwortete dieser nur: „Ich weiß von nichts, frag den Abt.“ Nach langem und zähem Nachhaken erschien endlich der Abt. „Wann wollt Ihr mich endlich wieder zurückschicken in mein Heimatland?“ fragte Phillip ihn. Der Abt schaute ihn fast mitleidig an, als er antwortet: „Niemals mein Sohn. Es ist Diene Bestimmung, hier zu leben und zu sterben.“ Phillip schaute den Abt entsetzt an, dann schrie er wie gepeinigt: „Aber warum? Was habe ich getan?“ Mitfühlend entgegnete der Abt: „Du bist im falschen Haus geboren und hast mächtige Feinde. Mehr darf ich Dir nicht sagen.“ Mit diesen Worten verließ der Abt die Zelle, in der Phillip eingesperrt war und betrat sie auch zu Lebzeiten nie wieder. Phillip war verzweifelt, wie konnte der Sohn eines einfachen Soldaten nur so mächtige Feinde haben? Und überhaupt, wieso war er im falschen Haus geboren? Diese Fragen quälten ihn immer wieder. Selbst in seinen Träumen fand er keine Ruhe und schreckte immer wieder schweißgebadet auf.

Sein Schicksal sollte sich erst wenden, als der alte Abt starb. Auf seinem Totenbett flüsterte er seinem Nachfolger zu, wer der Gefangene mit der Ledermaske wirklich war. Was er aber nicht ahnte, sein Nachfolger Abt Holger Viehmann war kein treuer Verehrer Kardinal Richelieus. Daher versuchte er, Phillip zu helfen. Schon kurz nachdem der alte Abt verstorben war, suchte er Phillip in seiner Zelle auf. Damit er mit ihm ungestört sprechen konnte, schickte er seine Bewacher fort. Phillip schaute den neuen Abt fragend an, weil dieser ihn wortlos gemustert hatte. „Was wollt ihr?“ fragte Phillip schließlich. Abt Holger stellte sich vor und antwortete: „Phillip, ich will Dir helfen. Ich werde Dir erzählen, weshalb Du noch immer hier gefangen gehalten wirst und wer Du wirklich bist.“

Dann begann der Abt zu erzählen. Es dauerte fast die ganze Nacht. Phillip rannen hinter seiner ledernen Maske Tränen über seine Wangen. Da entschloss sich Abt Holger, ihm die Maske endlich abzunehmen. Nach all den vielen Jahren, die Phillip diese Maske trug, war es für ihn ungewohnt, ohne sie in den Spiegel zu schauen. „Was soll nun mit mir geschehen?“ fragte Phillip. „Dein Zwillingsbruder Louis, der

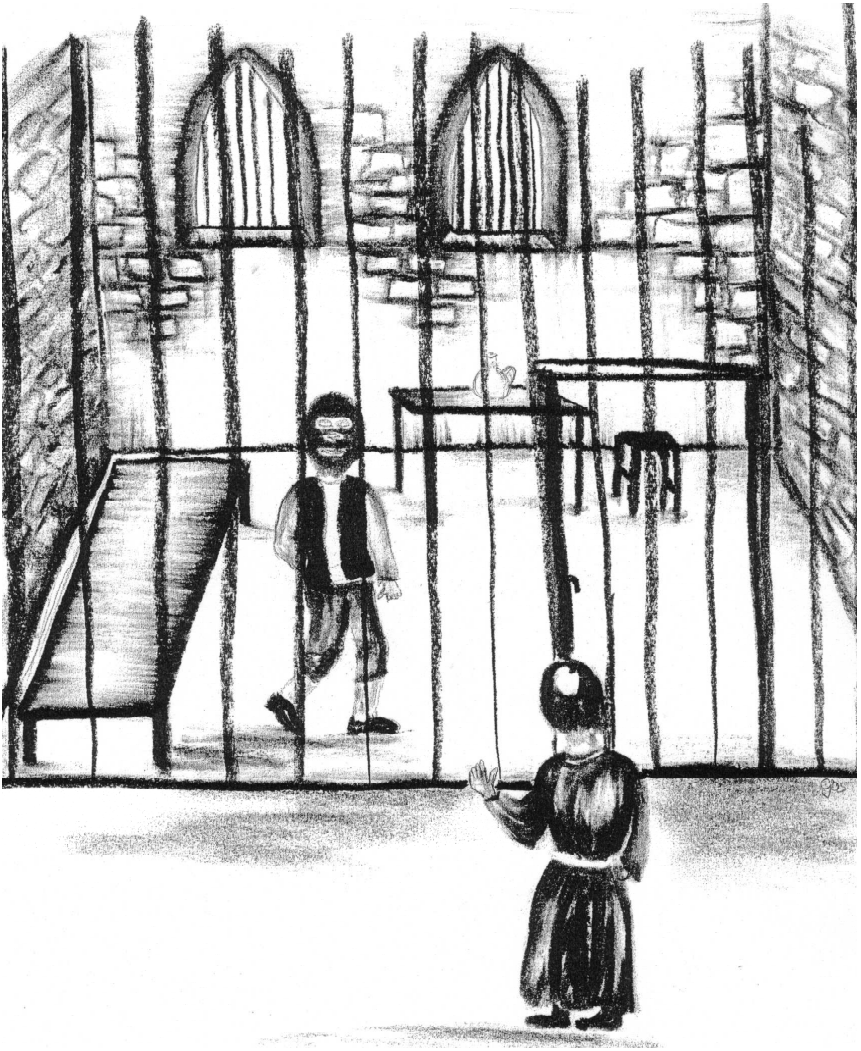
Dein Land inzwischen regiert, ist schwachsinnig. Er könnte Dein Land ins Verderben führen. Daher wirst Du an seiner Stelle regieren müssen.“ „Wie kann ich das, wo ich nicht einmal weiß, wie es bei Hofe zugeht?“ „Ich habe mich darum gekümmert, dass Du alles, was Du wissen musst, erfährst. Auch die Umgangsformen bei Hofe werden Dir beigebracht.“ So geschah es, dass Phillip nun alle Hofetikette lernte. Weiterhin musste er wissen, wer bei Hofe verkehrte. Dann durfte er die Ränge der einzelnen Höflinge nicht verwechseln. Außerdem mussten ihm die Schwächen und auch der Klatsch bei Hofe bekannt sein. Wer mit wem klar kam und wer nicht, war genau so wichtig. Schließlich hatte er alle Beziehungen, die seine Höflinge

hatten, auswendig gelernt. Phillip lernte erstaunlich schnell, denn im Gegensatz zu seinem schwachsinnigen Bruder Louis war er sehr intelligent.

Nachdem Phillip alle Umgangsformen bei Hofe beherrschte und wusste, wer alles schon seine Mätressen waren, kam die Zeit, nach Frankreich abzureisen. Dies musste in aller Stille und Geheimhaltung geschehen. An einem nebligen Morgen fuhr eine schwarze Kutsche in den Innenhof des Klosters Breitenau. Dicke, schwarze Vorhänge waren vor die Fenster der Kutsche gezogen. Der Abt hatte an diesem Morgen allen Klosterbrüdern untersagt, aus den Fenstern zu sehen. Er selbst schritt vor Phillip her und blickte nochmals zu allen Fenstern, um sicher zu sein, dass sich auch jeder an seine Anweisung hielt. Dann gab er Phillip ein Zeichen, worauf dieser nach so langer Zeit endlich die Klostermauern verließ und in die Kutsche stieg.
Ohne Unterbrechung verließen sie Guxhagen. Phillip schaute hinter dem schwarzen Vorhang verstohlen auf die verschlafenen Häuser und Straßen. Schon bald hatten sie Guxhagen hinter sich gelassen. Acht Tage und Nächte waren sie unterwegs und hatten kaum geschlafen. Immer wieder wechselten sie die Kutsche, wobei sie auch jedes Mal frische Pferde erhielten. Gegessen und geschlafen wurde in der Kutsche, denn die Zeit drängte.

In Frankreich angekommen, trafen sie sich mit ihren Kontaktpersonen. Zum ersten Mal lernte Phillip hohe Militärs und Adlige kennen, die ihn mit Majestät ansprachen. Allein sein Anblick überraschte viele von ihnen. Er musste Louis zum Verwechseln ähnlich sehen. Umso neugieriger wurde er, seinen Zwillingsbruder endlich kennen zu lernen. In einer kleinen Herberge, nicht weit vom Schloss, trafen sie sich, um nochmals alles durchzusprechen. Phillip sollte den Platz von Louis einnehmen und Frankreich gerecht und in Frieden regieren. Louis sollte dafür seinen Platz im Kloster Breitenau in Guxhagen einnehmen, weitab der Heimat. Man versprach Phillip, dass es Louis bis zu seinem Lebensende in Guxhagen an nichts mangeln würde – außer der Freiheit.

Der Austausch erfolgte nach einem Fest, das Louis mal wieder gab. Als dieser völlig betrunken in sein Zimmer gebracht wurde, betäubte



man ihn. Phillip nahm indessen seinen Platz ein. Einen Augenblick sahen sich die beiden ungleichen Brüder an, dann wurde Louis fortgebracht. Das ganze dauerte höchstens ein paar Minuten und verlief völlig unspektakulär.

Louis hielt es für einen Traum, den er in seiner Trunkenheit erlebte. Doch das böse Erwachen kam mit einem fürchterlichen Schrei, als

er sich in der kleinen Kammer im Kloster Breitenau wieder fand, mit einer Ledermaske auf seinem Gesicht. Sein wirres Rufen: „Lasst mich raus! Lasst mich raus! Ich bin der König von Frankreich!“ wurde von allen, dies es hörten, mit einem Lächeln begleitet, meinte man doch, es handele sich um einen geistig Verwirten.

Phillip hingegen musste nun beweisen, ob er ein würdiger König war. Nicht nur, dass er den Namen seines Zwillingsbruders führte, er musste sich auch noch so benehmen wie Louis, was ihm besonders schwer fiel. Doch mit etwas Mühe gelang Phillip auch dies zum Wohle seines Volkes.

Nur seine Mutter, die trotz ihres hohen Alters noch sehr wachsam war, konnte er nicht täuschen. Eine Mutter kennt eben ihre Kinder, auch noch nach vielen Jahren. Dennoch schwieg sie und war glücklich, ihren verlorenen Sohn wieder an ihrer Seite zu haben. Phillip regierte sein Land, wie man es sich von ihm erhofft hatte – gerecht und in Frieden, solange er lebte.

Immer wieder jedoch verschwand er für kürzere Zeit von der politischen Bühne, ohne dass jemand erfuhr, wo er sich aufhielt. Dann verkleidete er sich und besuchte seinen Bruder in Guxhagen im Kloster Breitenau. Louis glaubte zunächst an einen bösen Geist, als ihm sein Zwillingsbruder gegenüberstand. Doch als Phillip ihm nach und nach die ganze Geschichte erzählte, begann Louis plötzlich wie ein Kind zu weinen. Nicht nur weil er jetzt anstelle seines Bruders hinter den Klostermauern eingesperrt war, sondern weil man ihm all die Jahre seinen Bruder vorenthalten hatte. Im Laufe der Jahre gewöhnte sich Louis daran, dass sein Bruder seinen Platz eingenommen hatte. Ja, sie verstanden sich sogar richtig gut. Louis sah ein, dass sein Bruder der bessere König war und sein Land gut regierte. So verbrachten die ungleichen Brüder immer wieder Zeit miteinander, die sie mehr verband als sie jemals gedacht hätten. Bis ins hohe Alter blieb das so.

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann treffen sie sich vielleicht noch heute…

Historie zu den Guxhagener Märchen

Guxhagen: Guxhagen wurde erstmalig 1352 urkundlich erwähnt. Das Gebiet wurde seit der jüngeren Steinzeit nachweislich besiedelt. Guxhagen stand Jahrhunderte lang im Schatten des 1113 gegründeten Klosters. Die Orientierung des Ortes lag hauptsächlich im landwirtschaftlichen Bereich. Durch den Eisenbahnbau 1845 (auf der Strecke Kassel – Bebra) entstanden in diesem Bereich auch Arbeitsplätze.
Sehenswürdigkeiten heute, sind: Alte Klosterkirche Breitenau, Zehntscheune, Klostermauern, Gedenkstätte Breitenau.

Albshausen: Im Jahre 1074 wurde Albshausen erstmalig urkundlich erwähnt. Damals noch viele Besitztümer im Ort durch das Kloster Breitenau und die Landgrafen von Hessen. Erst im Jahre 1525 kam auch der Klosterbesitz in die Hand des Landgrafen. Wie in Guxhagen, lag auch hier die Haupterwerbsquelle im Landwirtschaftlichen Bereich.

Büchenwerra: Die erste urkundliche Erwähnung von Büchenwerra fand 1075 statt. Im Jahre 1260 befindet sich die Hälfte der Gemarkung Büchenwerra im Besitz des Landgrafen von Hessen. Ein großer Teil des Ortes gehörte auch dem Kloster Breitenau. Erst ab dem Jahre 1536 war Büchenwerra ganz im hessischen Besitz.

Ellenberg: Ellenberg wurde erstmals in einer Urkunde des Klosters Breitenau 1357 erwähnt. In der Urkunde wurde die Zuständigkeit in Bezug auf die Gerichtsbarkeit geregelt. Ellenberg ist ein uraltes, niederhessisches Siedlungsgebiet auf der Höhe zwischen Fulda und Eder.

Grebenau: Um 1057 gehörte das Dorf Grebenau dem Kloster Hersfeld. Ab 1323 war es dann im Besitz des Landgrafen von Hessen. Durch die Landgrafen von Hessen, wurden in der Folgezeit verschiedene Familien damit belehnt.
Wollrode: Zum ersten Mal wurde Wollrode urkundlich im Jahre 1228 erwähnt. Wollrode gelangte im vierzehnten Jahr-

hundert in den Besitz des Klosters Breitenau, so wie in den Besitz der Landgrafen von Hessen und Riedesel. Im achtzehnten Jahrhundert befand sich bei Wollrode eine Tongrube und eine Ziegelei. Von 1900 bis 1968 wurde außerdem Braunkohleabbau betrieben.

Weitere geschichtliche Daten:

1352 wird Guxhagen erstmalig urkundlich erwähnt, obwohl das Benediktinerkloster Breitenau bereits **1113** gegründet wurde.

1527 Einführung der Reformation und Aufhebung des Klosters Breitenau.

1579 Umwandlung der Klosterkirche in einen Fruchtspeicher.

1601 Schiffsverkehr auf der Fulda von Kassel – Bad Hersfeld, (etwa bis **1800).**

1713 Bau des Pfarrhauses Breitenau.

1845 Bau der Eisenbahnstrecke Kassel – Bebra.

1871 750 französische Kriegsgefangene sind im Kloster Breitenau untergebracht.

1872 Umbau der Klosterkirche zur Landesarbeitsanstalt und Landesarmenhaus.

1874 Die Klosterkirche wird wieder als Gotteshaus für die Gemeinde Guxhagen hergerichtet.

1883 Bau der Fuldabrücke.

1890 Guxhagen erhält eine Apotheke.

1900 Turmbau der Klosterkirche.

1908 Guxhagen bekommt eine Molkerei.

1933 von Juni **1933** bis März **1934** wird der Landesarbeitsanstalt ein Konzentrationslager für politische Schutzhäftlinge angegliedert.

1935 Bau der Reichsautobahn (heute A 7).

1940 Von **1940** bis **1945** wird der Landesarbeitsanstalt ein Arbeitserziehungs – und Konzentrationssammellager angegliedert.

1949 Anstalt Breitenau erhält den Namen „Landesfürsorgeheim Fuldatal“.

1952 600 – Jahrfeier Guxhagen.

1971 Freiwillige Eingliederung der Gemeinden: Albshausen, Büchenwerra, Ellenberg, Grebenau, Wollrode, im Zuge der Gebietsreform.

1974 900 Jahrfeier von Albshausen und Umwandlung des Ju-

gendheimes Fuldatal in Psychiatrisches Krankenhaus.

1981 Erstes Heimatfest „10 Jahre Großgemeinde Guxhagen“.

1982 Eröffnung der Gedenkstätte Breitenau. (Ausstellung und Archiv der GhK).

1986 Baubeginn der Neubaustrecke Hannover – Würzburg im Gemeindegebiet (Schwarzenbachtalbrücke = 660 m, Kehrenbergtunnel = 2366 m).

1991 Fertigstellung und Inbetriebnahme der Neubaustrecke Hannover – Würzburg.

1991 Zweites Guxhagener Heimatfest (20 Jahre Großgemeinde Guxhagen).

1999 925 Jahre Albshausen.

2000 Hundert Jahre des Klosterturms.

2001 Drittes Guxhagener Heimatfest (30 Jahre Großgemeinde Guxhagen).

2002 650 Jahrfeier Guxhagen.

2005 1. Guxhagener Literatur – und Musikabend. (An der Grillhütte und dem Osterfeuerplatz von Albshausen) Es lesen 20 regionale Autoren (Lyrik, Prosa, Märchen, Kurzgeschichten) und es spielen 7 regionale Musiker. Größte Veranstaltung dieser Art in Nordhessen.